Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

12 (25.3.1934) Rasse und Volk

Visual Library

und dabei stöhnte er, daß es selbst meinem Großvater, der doch sicher ein tapferer Mann gewesen ist, — er war einer der Wenigen, die anno 12 mit Napoleon aus Rußland zurückkamen —, daß es selbst diesem mutigen Manne angst und bange wurde, und er auf der Stelle nach Hochbühn umkehrte. Also, geheuer ist es dort am steinernen Kreuz bestimmt nicht; auch mir hat mein Pferd, wenn ich nachts von Linx heimfuhr, an dieser Stelle oft nicht weiterwollen, und ich habe alle Mühe gehabt, über die Stelle am steinernen Kreuz wegzukommen". „Nach doch den Mädels nicht unnötig Angst auf den Heimweg", mahnte Mutter Manßhardt, „mit deinen Geschichten bringst du nur alle Leute durcheinander!" „Wo bleibt denn nur der Schorsch mit seinen Kameraden", fragte die Ev, „die wollten uns doch auf dem Heimweg vom SA.-Dienst in Rheinbischofsheim abholen?" „Ich brauche keine Begleitung", prahlte die Else, „wie oft bin ich in der Stadt nachts allein heimgegangen, und da sollte ich mich jetzt vor dem dummen steinernen Kreuz fürchten?"

Nach einer Weile fragte die Ev: „Weshalb heißt denn dieser unheimliche Ort eigentlich steinernes Kreuz, stand denn dort einmal wirklich ein Kreuz?" „Freilich stand dort eins", entgegnete der Weber's Johann, „und ich kann mich gut erinnern, daß ich es als Bub vor 40 oder 50 Jahren noch mit eigenen Augen gesehen habe. Es müssen aber ursprünglich sogar mehrere gewesen sein, mein Großvater erzählte immer von einer ganzen Anzahl Kreuze, die im Rottweg gestanden haben. Dort soll vor über 100 Jahren ein Kampf zwischen französischen Vorposten, die von Straßburg kamen, und deutschen Truppen stattgefunden haben, bei dem es viele Tote gab; alle Franzosen, die in diesem Gefechte fielen, sollen an Ort und Stelle im Rottweg begraben worden sein, und diese Kreuze sind die Grabkreuze der Gefallenen gewesen."

„Sag, kennst du auch die Geschichte von den Schmugglern am steinernen Kreuz?" fragte Vater Manßhardt den Weber's Johann; als dieser verneinte, erzählte er: „Daß das steinerne Kreuz in der ganzen Gegend als unheimlicher Ort verrufen ist, haben sich vor nun bald 80 Jahren einige Schmuggler zu Nutze gemacht. Da sie wußten, daß die Grenzer vor diesem Orte eine ebenso abergläubische Scheu hatten, wie die ganze Bevölkerung, griffen sie zu folgender List, um ihre Schmuggelware ungeschoren an den Grenzposten, der zwischen Diersheim und Hohbühn stand, vorbei zu bringen: sie luden ihre Waren in einen Leichenwagen, den sechs schwarzverhängte Pferde, deren Hufe man mit Tüchern umwunden hatte, zogen. Die Schmuggler selbst hüllten sich in weiße Tücher und begleiteten als bleiche Gespenster den Wagen. So schwankte allnächtlich um die Geisterstunde dieser unheimliche Leichenzug in geisterhafter Lautlosigkeit am steinernen Kreuz vorbei, und kein Mensch wagte sich damals um Mitternacht an diesen gruseligen Ort, wo die Gespenster umgingen. Auch kein Grenzer hätte je gewagt, diesen Leichenwagen anzuhalten oder gar zu untersuchen; so ging es eine ganze Zeit hindurch weiter, und das Grauen vor dem unheimlichen steinernen Kreuze stieg ins Unermeßliche, bis eines Tages der ganze Schwindel durch Verrat herauskam."

Die Mädchen lachten über die Schlauheit der Schmuggler, und die Ev ließ es sich ebenso wenig wie die anderen anmerken, daß es ihr bei dem Gedanken, um Mitternacht am steinernen Kreuze vorbeizumüssen, nicht recht geheuer war. „Wir müssen heim", sagt sie, „der Schorsch und die anderen, die haben uns versetzt, jetzt gehen wir eben allein!" Sie verabschiedeten sich unter Gelächter, und Weber's Johann konnte es sich nicht verkneifen, ihnen noch nachzurufen: „also gelt, schaut nach dem Leichenwagen am steinernen Kreuz!"

Als sie auf die Straße traten, schlug es vom Linxer Kirchturm gerade Mitternacht. „Hu, die Geisterstunde", sagte Ev und trieb die anderen zur Eile. Der Mond warf sein kaltes fahles Licht auf das Land, in der Ferne glitzerten die Dächer von Linx und zur Linken grüßten die Höhen der Hornisgrinde in ihrer eisigen Pracht herüber. Die Mädchen hatten sich eingehängt und beschleunigten, als sie in die Nähe des steinernen Kreuzes kamen, unwillkürlich ihre Schritte. Die Straße lag im vollen Mondlicht vor ihnen, und weit und breit war kein Mensch zu sehen. — Plötzlich fuhr die Ev zusammen, blieb wie angewurzelt stehen und deutete nach dem Rottweg. Was war das? Sah sie recht? Dort kam ein Wagen daher, umgeben von weißen, fürchterlichen Gestalten! Und gerade auf sie zu kam der unheimliche Spuk. „Jesses, der Leichenwagen!" entfuhr es der Ev. Die Mädchen schrieen entsetzt auf und wandten sich zur Flucht; allen anderen weit voran, jagte Else davon, als ob der leibliche Gottseibeiuns ihr im Nacken säße. Die Ev war stehen geblieben, aber als eines der Gespenster unter gräßlichem Stöhnen die Hand nach ihr ausstreckte, rannte auch sie hinter den anderen her nach Hohbühn zurück, so schnell ihre Füße sie trugen. —

Da sprach das eine Gespenst zum anderen, das sich vor Lachen den Bauch hielt: „Mensch, Schorsch, können aber unsere Mädels rennen!" Und als dann die weißen Bettuchhüllen fielen, entpuppten sich die vielen furchtbaren Gespenster als vier Linxer Burschen, die sich wegen ihres gelungenen Streiches vor Lachen ausschütten wollten. Darnach ging Schorsch mit seinen Kameraden nach Hohbühn und holte die völlig entgeisterten Mädchen ab. Auf dem Heimwege nach Linx erzählten sie alle durcheinander, und besonders die Else, die noch vor einer Viertelstunde nicht an Gespenster hatte glauben wollen, konnte nicht oft genug berichten, wie riesengroß und fürchterlich die Gespenster gewesen wären, wie sie mit feurigen Augen, so groß wie Kuchenteller, sie angeglotzt hätten, und Stimmen hätten diese Gespenster gehabt, daß es einem kalt und heiß den Rücken hinunter gelaufen sei. Die Ev aber mußte immer wieder staunen, daß die Burschen von ihnen über das Aussehen der Gespenster noch immer mehr wissen wollten, ganz ernsthaft zuhörten und sie gar nicht auslachten, sich allerdings von Zeit zu Zeit, wenn der Bericht über die Gespenster besonders grausig wurde, bedeutsame Blicke zuwarfen, deren Bedeutung die Ev nicht erraten konnte. Auf das erneute Erscheinen der Gespenster wartete sie vergeblich.

In Manßhardts Acker stand friedlich im Mondschein ein beladener Mistwagen. Als sie in die Nähe des steinernen Kreuzes kamen, wurden sie zusehends stiller und die Mädchen schmiegten sich auf dem weiteren Heimwege ängstlich enger an die Burschen, wogegen diese nicht das Geringste einzuwenden hatten. Seit der Zeit gehen die Mädchen nie gern allein von Hohbühn nach Linx.

Auferstehung

Von Karl Willy Straub.

Von neuem geht ein Raunen durch den Raum,
Was gestern noch in Fesseln lag, hat sich befreit,
Was enge war, wird wie ein Wunder weit,
Und heimlich flüstert es — ihr hört es kaum:

„Wacht auf! Steht auf! Macht, Schläfer, euch bereit!
Was jenseits liegt, war nur ein böser Traum".
Schon sagt es Halm zu Halm und Baum zu Baum;
Mit Siebenmeilenstiefeln eilt die Zeit . . .

Ich aber fühle Gottes Atem wehn,
Mir ist, als hätte plötzlich ich erkannt,
Was Halm und Baum seit ewig schon verstehn:

Was sich verändert, ist von Gott gesandt,
Was stille steht, muß langsam untergehn,
— Nur was sich wandelt, ist mit ihm verwandt

*

Verantwortlich für „Rasse und Volk" Helmut Hammer

Rasse und Volk

Folge 12 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, 25. März 1934

Anselm M. Schmitt

Ein großes Hilfswerk in Freiburg vor 150 Jahren

Wiederholt folgten im Wandel deutscher Geschichte auf Jahre blühender Wirtschaftsbelebung Zeiten der Not und des Niedergangs. Frühere Jahrhunderte und ihre Wirtschaftsgeschichte sind hierfür Beispiel genug. Ein solches Schicksal erlebte einst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts auch die damals vorderösterreichische Stadt Freiburg i. Br.

Im Jahre des ersten großen Winterhilfswerkes ist es nun von vielseitigem Interesse zu wissen, wie sehr sich auf dem Gebiet der eigentlichen Fürsorge für die Notleidenden wie auf jenem der Arbeitsbeschaffung jener Zeit Parallelen mit unserer Gegenwart feststellen lassen.

Freiburg war seit dem frühen Mittelalter eine Stadt, die wie selten eine andere, bereits eine große Zahl sozialer Hilfsmaßnahmen aufweisen konnte, die sich auch allmählich zu einer dauernden Einrichtung entwickelten. Es gab schon uralte Stiftungen wie das Bürgerspital, das Gutleut- oder Siechenhaus, das Seelhaus, die Elendenherberge, die Antoniuspfründe und das Armenspital. Diese kamen sowohl den Bürgern wie auch den Ortsfremden zugute und zeigen, von heute aus rückblickend, eine oft Jahrhunderte überdauernde Wirksamkeit.

Als sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein fühlbarer Rückgang der Gewerbe bemerkbar machte, als es noch keinen blühenden Handel oder ertragreichen Verkehr gab und Industrie und Landwirtschaft im Wirtschaftsleben nur eine völlig untergeordnete Rolle spielten, da wuchs das Volk der Notleidenden und der immer mehr Verarmten mit bedrohlicher Schnelle.

Bettelverbote mit strengen Strafen konnten das Stadt- und Landübel nicht aus der Welt schaffen. Die damalige vorderösterreichische Regierung ließ es aber dieser Erkenntnis nicht bewenden. Im Jahre 1781 gab sie eine 85 Artikel umfassende Armenordnung heraus. Sie hat, wie Erfolge bald zeigten, damals dem kleinen Freiburg ohne Zweifel den gleichen segensreichen Aufstieg gebracht wie jetzt das Winterhilfswerk dem großen Deutschland.

Regierung und Stadtrat stellten zunächst fest, daß die wirklich Notleidenden in drei Klassen zu teilen sind und danach auch ihre Unterstützung finden sollten, nämlich in: 1. Erwerbsunfähige infolge Krankheit und Alter, 2. „Arme, welchen ihr täglicher Verdienst nicht hinreichet, sich und die Ihrigen daraus zu ernähren", 3. Arbeitsscheue. Letztere sollen zur Arbeit angehalten und nur solange unterstützt werden, bis sie ein Handwerk erlernt hätten. Die erste Gruppe soll Nahrung und Kleidung, die zweite vermehrte Arbeitsgelegenheit erhalten.

Gleich zu Anfang ist nun interessant, daß sich die ganze Armenordnung, die dem Hilfswerk zur Grundlage diente, nicht auf große Geldzuschüsse von Stadt oder Regierung stützte, sondern vollständig auf das „freiwillige Almosen" jener Bürger, die einen auskömmlichen Lebensunterhalt besitzen. Hinzu kommt der Wunsch, daß dieses Almosen — denn um ein solches handelt es sich und nicht um eine Steuer — „ergiebig eingehe, sicher und verlässig gesammelt und ohne Aufwand für Beamtung und Aufseher verwaltet" werde.

Das erste große soziale Freiburger Hilfswerk konnte beginnen. Ohne Ausnahme teilte man je 52 Häuser zu einem Bezirk ein, der wieder in vier Teile zerfiel. Jeder Teil, der auch Nachbarschaft genannt wurde, erhielt einen „Bezirks- oder Viertelcommissarius". Die nun folgenden Hilfsmaßnahmen stellen dem Sinne und der Form nach ein unverkennbares Vorbild für unsere Sonntagssammlungen dar. Denn für jede „Nachbarschaft" wurde auf Grund der Einwohnerlisten ein „Sammelbuch" ausgestellt. Dann heißt es wörtlich weiter: Mit diesem Sammelbuch soll der für seinen Bezirk Verantwortliche in den „darin verzeichneten Häusern alle Sonntage nach geendigtem Gottesdienst in der Haupt- und Münsterkirche von einem Armen des Bezirks begleitet herumgehen, das Buch den Eigentümern und Inwohnern vorlegen, das empfangene Almosen in Gegenwart des Gebers oder von dem Geber selbst eigenhändig darin genau vermerkt und verzeichnet werden".

Auch die Wirte haben diesen Sonntagspfennig von ihren Gästen und den „bei ihnen logierenden Fremden" einzubehalten, was in Artikel 11 besonders betont wird. Ferner ward jedermann ernstlich befohlen, daß er die freiwillige „Collecteurs oder Sammler" wohl empfange, sie nicht lange warten lasse und sie nicht „mit Ungestüme abweise". Denn durch solches, einem Christen unwürdige Verhalten würden die Leute „verdrüßlich und mißmutig".

Jedem Freiburger waren am Sonntag die Stunden bekannt, in denen der Sammler zu kommen pflegte. War er nicht zu Hause, so sollte das Almosen bis spätestens 2 Uhr bei dem Bezirkscommissario abgeliefert sein. Den Sonntag aber wählte man, „indem dies gottgefällige Werk der Barmherzigkeit auf keinen Tag füglicher ausgeübt werden und sich keiner mit seinem aufhabenden Amte oder Arbeit hierwegen entschuldigen kann".

Zur gleichen Zeit wurden neben den Geldspenden auch „Beihilfen an Brot oder Früchten sowie brauchbare Kleidungsstücke, Bett- oder Leinenzeug" mit dem Armenkarren gesammelt. Um das Bettlerunwesen aus der Stadt zu schaffen erhielten alle Klöster strenge Weisung, die bisher übliche Bettelsuppe nicht mehr auszugeben. Am Münstertor wurden dagegen drei Opferstöcke aufgestellt, um neben der sonntäglichen Pflichtsammlung auch die „heimliche Wohltätigkeit" zu wecken.

Nach dieser für das Freiburg des endenden 18. Jahrhunderts gewiß vorbildlichen sozialen Tat, die völlig auf dem Opfersinn des Einzelnen aufbaute, gingen Regierung und Stadtverwaltung sofort an die Beseitigung des zweiten großen Uebels, der Arbeitslosigkeit, die sich allerdings in keinem Maße mit der gegenwärtigen vergleichen läßt. Ein Arbeitsnachweis wurde eingerichtet, durch den einerseits die Arbeitswilligen Taglohnarbeit erhielten, andererseits auch die „boshaften Müßiggänger mit Gewalt" angehalten wurden, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Bei einer elfstündigen Tagesarbeit bekam ein starker Mann für schwere Arbeit im Garten oder Feld 24 Kreuzer, eine Taglöhnerin 12—15 Kreuzer. Aber keine arme Person sollte zu einer bestimmten Arbeit gezwungen werden. Der Gedanke, daß viele Taglöhner und Taglöhnerinnen gerade in der Winterszeit keine Arbeit finden oder verrichten können, ließ nun ein großzügiges Arbeitsbeschaffungsprogramm beim Freiburger Stadtmagistrat entstehen, das uns ebenfalls an Vorgänge aus letzter Zeit erinnern kann.

Man wußte in der Stadt, daß „im benachbarten Schwarzwald" zahlreiche Familien ihren Lebensunterhalt durch Spinnarbeit erwarben. Deshalb dachte der Magistrat als das „beste Aushilfsmittel", vielen Arbeitslosen Arbeit und Brot wiederzugeben, in der Stadt Hanf, Baumwolle und

Schafwolle einzuführen und Leute anzustellen, die unentgeltlich Fachunterricht erteilen sollten. Alle bedürftigen Eltern wurden aufgefordert, ihre Kinder zu diesem Unterricht in die neu errichteten Spinnereien zu schicken. Den „höchst Bedürftigen" wollte die Stadt die Räder und Spinnwerkzeuge umsonst zur Verfügung stellen. Diese neue Hausindustrie war vor allem für die Freiburger Granatschleifer geschaffen, deren sich die Regierung besonders annahm.

Die Einteilung aller Bedürftigen in die drei erwähnten Klassen war in die Hände der Bezirkskommissarien gelegt, deren Rechte und Pflichten ausführlich umschrieben waren. Ihre Erkundigungen bei den Hauseigentümern erstreckten sich bis auf sittliches Betragen der Unterstützten. Viel Schreiberei muß bei der Anfertigung der Sammlungsbücher entstanden sein, weshalb die Armenordnung im Abschnitt 52 hinzufügt: „Sollte einem oder dem andern (der Kommissarien) aber die Verfassung dieses Verzeichnisses beschwerlich fallen, so wird ihm mit einer nötigen Aushilfe zur Schreiberei an Handen gegangen werden". Diese „wahren Väter der Armen" galten als die ersten Ratgeber bei allen wirtschaftlichen Fragen. Sie wiesen Arbeit nach, sorgten für Aufnahme in eine der Unterstützungsklassen, überwachten den Fleiß und das Betragen ihrer Schutzbefohlenen und beschafften in dringenden Notfällen Arznei, Holz, Kleidung und Beihilfen zum Hauszins.

Diesen freiwilligen und unbezahlten Mitarbeitern in der großen Wohlfahrtsorganisation von 1781 versprach die Stadt nicht nur Förderung in ihren eigenen Geschäften, sondern auch Bevorzugung bei Zunftmeisterwahlen, Ratsbesetzungen und anderen Dienstvergebungen.

Eine weitere, sozialpolitisch wichtige Maßnahme, zu der sich auch in ganz ähnlicher Form im September vergangenen Jahres die deutschen Länder veranlaßt sahen, bestand darin, alle ortsfremden Bettler, soweit sie im Stadtgebiet angetroffen werden, binnen 8 Tagen nach ihrem Geburtsort auszuweisen, da sie nur „den einheimischen das Almosen schmälern".

Dann ist ferner von Interesse zu erfahren, mit welcher Vorsorge der Freiburger Magistrat bestrebt war, daß nur die Würdigen unter den Bedürftigen unterstützt werden. Die Polizeidiener waren angewiesen alle „Schänk- und Wirtshäuser" nach liederlichen Personen zu durchsuchen und die Faulenzer von den öffentlichen Plätzen weg zur Arbeit zu rufen. Ueberdies richtete man an den Stadttoren eine genaue Kontrolle aller fahrenden Bettler ein, versah die einen mit Blechmarken, die sie dann in einem bestimmten Kloster gegen Essen einlösen konnten, wies die Handwerksburschen in die Herbergen und ließ auch solche, die dem „äußerlichen Ansehen nach zu beurteilen für keine Bettler geachtet", nicht ohne weiteres ein. Zu diesen rechnete man „entlassene Beamten, Sekretärs, Schreiber oder abfolvierte dienstsuchende Studenten". Letztere schickte man an den Rektor der Universität, der ihre Angaben prüfte und ihnen bei der Universitätskasse ein „anständiges Viaticum" auszahlen ließ.

Der Erfolg dieser Fürsorgemaßnahmen sollte sich bereits im ersten Nothilfejahr 1782 eindeutig bemerkbar machen. Erbrachten doch die Sonntagssammlungen von Haus zu Haus 9384 Gulden 16¾ Kreuzer zusammen, gewiß eine schöne Summe und ein stolzer Beweis für die Macht christlicher Nächstenliebe im alten Freiburg. Dieser Sonntagspfennig erhielt sich noch lange trotz der verschiedenen Reformen des Armenwesens unter Joseph II., welcher sonderbarerweise kein Verständnis für die private Liebestätigkeit, „das willkürliche Almosengeben", zeigte und jede Armenunterstützung nur und allein vom Staat ausgeübt sehen wollte.

Aus der wechselvollen Geschichte des Freiburger Armeninstituts sei nur noch so viel mitgeteilt, daß im Jahre 1812 bei den sonntäglichen Sammlungen 31 205 Gulden eingingen, ein Zeichen dafür, wie sehr schon in jener Zeit Armut und Not verständnisvolle Hilfe fanden. Glaubte doch jedermann an den tiefen Sinn der im Abschnitt 7 der Armenordnung von 1781 stehenden Worte, daß „derjenige, der seinen armen Mitbruder verläßt, niemals von Gott in seinem Stande, Gewerbe und Nahrung Fortgang und Segen zu hoffen haben wird".

G. A. Schott

Als Durlach Universitätsstadt werden sollte

Das Schicksal hat es in den letzten Jahrhunderten schlecht gemeint mit der alten markgräflichen Residenz Durlach, die so reizvoll an der Scheide zwischen Schwarzwald, Hügelland und Rheinebene gelegen ist. Sie konnte für Jahrzehnte das Glück des Aufstiegs und der Wohlhäbigkeit ihrer Bürger im Glanz höfischer Lebensfreude genießen, jedoch anscheinend nur, um darauf einen desto bitteren Leidenskelch bis zur Neige auszukosten. So war es anno 1565, als die Markgrafen von Baden-Durlach ihre Residenz in das damals schon über 400 Jahre alte Städtchen verlegten. Die häufigen, prunkvollen Festlichkeiten des Hofes ließen Handel, Handwerk und Landwirtschaft des Fleckens etwas verdienen. Durlach stand in schönster Blüte, als auch über seine Ringmauern der Orleansche Erbfolgekrieg hereinbrach und hier gar fürchterlich hauste. Im Jahr 1689 wurden die ansehnlichen Bürgerhäuser bis auf 5 in Schutt und Asche gelegt, die prächtige Karlsburg ging in Flammen auf. Kein Unglück kommt allein. Kaum hatten sich die Bürger einigermaßen von dem Schrecken erholt und den Wiederaufbau ihrer Stadt begonnen, da traf die Stadt ein weiteres Unglück, das in seiner wirtschaftlichen Auswirkung für die Folgezeit noch schlimmer war als die Brandschatzung des Krieges: Genau 150 Jahre nach ihrem Einzug in Durlach siedelten die Markgrafen von hier nach dem neuen Lustsitz „Carolsruhe" inmitten der nahen Hardtwaldungen über; Markgraf Karl Wilhelm ließ dort nach dem rationalistischen Fächersystem eine neue Residenz erbauen. Das Schicksal Durlachs war damit auf viele Jahrzehnte hinaus besiegelt, da naturgemäß der Hof auch die Handwerker und Gewerbetreibenden nachzog.

In dieser Lage war es verständlich, daß die verzweifelte Bürgerschaft mit allen Kräften nach einem, wenn auch nur teilweisen Ersatz für den verlorenen Herrschersitz suchte. Plötzlich, man kennt nicht den genauen Ursprung, taucht die Anregung auf, in Durlach eine Universität zu gründen, um mit dem dadurch zu erwartenden Fremdenzustrom neues Leben in das einsam gewordene Städtchen zu bringen. Die Idee fand bei der Bürgerschaft, vor allem in den wohlhabenden Kreisen einen günstigen Nährboden, den wahrscheinlich insbesondere der Oberamtmann Posselt durch eine rege Propaganda gut vorbereitet hatte. Aus den Akten kann man entnehmen, daß er sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatte, die alle für Durlach und die angeregte Universität günstigen Umstände sorgfältig untersuchte, bis die Angelegenheit für eine ernsthafte Beratung im Magistrat der Stadt reif war. Diese erfolgte dann am 19. April 1779, also vor 145 Jahren, worüber uns ein ausführliches Ratsprotokoll Aufschluß gibt. In dem weitschweifigen, vielbezopften Stil der Unterwürfigkeit werden die Gründe aufgezählt, die den Magistrat zur Verfolgung des Plans bewogen haben. Sie sind für uns auch deshalb hochinteressant, weil sie zugleich ein getreues Bild von der wirtschaftlichen Lage und der Stimmung der Durlacher Einwohnerschaft in jenen Tagen geben.

In dem Ratsprotokoll wird einleitend behauptet, daß in zahlreichen Ländern dies- und jenseits des Rheins der Wunsch geäußert worden sei, am rechten Ufer des Oberrheins eine Universität zu gründen. Gewiß war hierbei der Wunsch der Vater des Gedankens, um so mehr, als die neue Residenz Karlsruhe bereits ein Gymnasium erhalten hatte, auf welchem der evangelische Theologe sein Studium vollständig absolvieren konnte. Als besondere Vorteile hob man die „gute Lage" und die „Wohlfeilheit der Lebensmittel" hervor; nach Meinung des Magistrats würde die Ausführung des Planes noch dadurch erleichtert werden, daß das Schloß, die Schloßkirche samt den Nebengebäuden als Universitätsgebäude benützt und der fürstliche Bauhofgarten als „medizinisch-botanischer Garten nach Erfordernis der Fakultät" angelegt werden könnte. Vonseiten der Stadt und der Oberamtsgemeinden bot man nicht nur einen beträchtlichen Beitrag an, sondern erklärte sich außerdem bereit, „auch die Salarierung der Lehrer nach besten Kräften und Vermögen zu erleichtern". Die Stadt wollte 15 000 Gulden aus ihrem Stadtsäckel zuschießen und „mehrere Honoratiores verstünden sich nebst mehreren wohldenkenden Bürgern zu einem nicht weniger beträchtlichen Beitrag von 6 000 Gulden". Schließlich versprach man den Universitätslehrern eine jährliche Holzgabe aus dem Stadtwald, welchen man in die beste Kultur zu bringen zusagte, ferner Plätze und Gärten nebst Ackerland und Wiesen. So hoffte man, „daß eine hier aufstellende Universität keine der geringen oder mittelmäßigen, sondern eine der besten in Deutschland werde." Das Ergebnis der Magistratsberatungen war eine ausführliche Bittschrift an den Markgrafen Karl Wilhelm, die folgende bemerkenswerte Einleitung enthielt:

„Hat je eine Stadt über die Unbeständigkeit des Glücks seufzen müssen, liegen Exempel vor, daß Inwohner, vormals glückliche Inwohner, ihrem völligen Ruin entgegen, andere Städte aber entstehen oder in blühendem Flor sehen müssen, hat je eine Stadt ein widrigeres Schicksal gegen ihr Verschulden betroffen, so ist es hiesige Stadt".

Es werden nun des Näheren die Gründe für den Verfall der Stadt und ihre große Armut geschildert. Wäre Durlach nur ein Dorf, wo ein Jeder sein Gut hätte, so wäre es ein glücklicher Ort, betont man ausdrücklich. „So aber ist es eine Stadt, die eine Menge Professionisten, darunter auch Künstler hat, die sich nicht ernähren können; der außerordentlichen Vermehrung des Volkes kaum zu denken". Unumwunden erklärt man dem Fürsten, „der Hauptgrund dieses nicht genug zu beschreibenden Zerfalls ruht also in dem nicht zu schätzenden und vielleicht ewig nimmer ersetzt werdenden Verlust der fürstlichen Residenz". Man verweist auf das **„allzunahe liegende" Karlsruhe**, wo der Markgraf durch Förderung von Handel und Gewerbe, unbeabsichtigt und nur den Zwecken der neuen Stadt dienend, Durlach eine Konkurrenz hochzüchtete, auf **Pforzheim**, das mit seinen „florierenden Fabriquen" die Einwohner Durlachs arbeitslos mache. Da die meisten Bürger nur „etliche Viertel Ackerland" besitzen, deren Produkte für den Eigenbedarf kaum ausreichen, müssen sie sich auf die Weinberge verlassen, mit dem Erlös aus dem Weinverkauf sollten die herrschaftlichen und andere Schuldigkeiten bezahlt werden. Wie heute vielfach noch, so erfroren auch damals schon die Reben in den Frühlingsmonaten, die Winzer konnten ihren Verpflichtungen nicht nachkommen und verschuldeten immer mehr. „Könnte die Stadt nicht die armen Bürger mit einigen Beinutzungen an Holz und Wiesen etwas unterstützen, wodurch die Viehzucht als einzige Nahrungsquelle erhalten bleibe, so würde mancher als Bettler ausgewiesen werden".

Alsdann wird in umständlichen Worten dem Fürst die Bitte unterbreitet, in Durlach „eine Universität zu etablieren". Man vergleicht die Lage Durlachs mit der der Universitätsstädte Jena, Göttingen und Erlangen und Hall in Sachsen, die „schon rauhere und unebenere Lage haben, keine der fruchtbarsten Lande sind". Zum Gegensatz dazu seien Durlachs Felder fruchtbar, weshalb die Studierenden zu billigeren Kostgeldern verpflegt werden könnten. „Hätte Durlach das unschätzbare Glück eines solchen Instituts, so würden die Brandstätten und Lücken der Stadt, welche bisher traurige Zeugen der Unvermöglichkeit der Inwohner sind, bald in modellmäßige Gebäude verwandelt sein, schlechte Lotterfallen niedergerissen, zu tauglichen Gebäuden gemacht, endere um ein Stockwerk erhöht und die ganze Stadt nach und nach verschönert werden." So träumt man von einem neuen Glück und sucht durch schmeichelhafte Bemerkungen den Markgrafen zu gewinnen: „Es wäre ein ewiger Ruhm für einen Landesvater, wenn er durch eine solche Anstalt viele Hunderte von Jünglingen zu tüchtigen Männern machte; und dieser Ruhm würde sich in fremde Lande verbreiten, wenn da und dort gelehrte Männer aufträten, die ihre Wissenschaft unter dem Schutz eines solchen Fürsten eingezogen hätten". Mit dem oben erwähnten Finanzierungsvorschlag und der Bitte um Gründung und Unterstützung der geplanten Universität schließt die Eingabe. Die federführenden Kreise in Durlach warteten nun nicht lange auf den fürstlichen Bescheid, sondern gingen mit Eifer an die Vorbereitung. Eine Zeichnungsliste wurde in Umlauf gesetzt, in welche sich 52 Bürger als Spender eintrugen. 5210 Gulden war das Ergebnis, wahrlich ein imponierendes Zeugnis der Opferwilligkeit der verarmten Bürgerschaft!

Drei Tage später wird gewissermaßen nochmals ein Brandbrief an den Markgrafen abgesandt. In den schillernden Farben des Glaubens an das Gelingen des großen Wurfs wird auch in diesem der Wiederaufstieg Durlachs von der Erhebung zur Universitätsstadt erhofft: „eine Stadt würde aufersteben, die mit Recht die **zweite Hauptstadt** würde genannt werden". Kurios mutet uns die Bemerkung an, daß die umliegenden Länder und Städte ihre Kinder auf die Universität am Turmberg schicken würden, allwo „die nämlichen Speisen und Getränke auf gleiche Art wie bei ihnen zugerichtet und aufgetischt würden".

Aber all die eindringlichen Vorstellungen wie auch die Schilderungen der zu erwartenden großen Vorteile fanden in Karlsruhe kein Gehör. Der Markgraf, der um diese Zeit just mit dem weiteren Aufbau der Stadt und dem Umbau des Schlosses voll beschäftigt war, hatte kein Interesse an den Plänen seiner alten Residenz. Vielleicht, daß man Durlach eine nichtssagende, höfliche Vertröstung zuteil werden ließ, die oberen Behörden und der Hof selbst griffen die Anregung nicht auf. Eine neue Enttäuschung zu der vielen, die Durlach in jener Zeit hat durchmachen müssen. Unter großen Schwierigkeiten aber zähe und unentwegt kämpfte die Stadt weiter um ihre Existenz, fast hundert Jahre lang, bis das heraufdämmernde Industriezeitalter neue Hoffnungen weckte und erfüllte.

Wolfgang Treutlein

Das steinerne Kreuz

Eine volkskundliche Erzählung.

In Mangbardt's Stube in Hohbühn waren sie alle zur „Lichtlehr" zusammen. Die Käte hatte Geburtstag, und ihr zu Ehren waren die Ev und ein paar Freundinnen eigens von Linx herübergekommen. Das war ein fröhliches Treiben und Lachen, und es flog manches Scherzwort herüber und hinüber, während die Hände sich fleißig regten. Der Nachbar, der Weber's Johann, der eigentlich nur kurz herüber gekommen war, um nach dem Tabakgeld zu fragen, hatte sich von der fröhlichen Stimmung anstecken lassen und war dageblieben. Er war ein gern gesehener Gast, denn er war eine lustige Haut und wußte wie kein anderer, alte und neue Geschichten zu erzählen.

„Was ist denn los, Weber's Vetter", fragte im Laufe des Gesprächs die Ev, „daß bei euch drüben der Hund schon den ganzen Abend heult?" „Hm", meinte der Weber's Johann und schob bedächtig seine Pfeife in den anderen Mundwinkel, „er wird das Gespenst draußen am steinernen Kreuz wieder sehen." „Pah, Gespenster gibt es ja gar nicht", sagte die Else, „meine Gnädige in Offenburg hat auch immer gesagt, das sei lauter dummer Aberglaube!" „Na, na," warf Weber ein, „es gibt doch Gespenster, es sind genug Leute im Ort, die das Gespenst am steinernen Kreuz mit eigenen Augen gesehen haben". „Weshalb soll es denn gerade dort nicht mit rechten Dingen zugehen?" wollte die Ev wissen.

„Ja, das ist eine alte Geschichte", meinte Weber, „an dieser Stelle, zwischen Hohbühn und Linx, wo der Weg nach dem Rottweg abzweigt, da soll vor vielen hundert Jahren ein Ritter ermordert worden sein; der war zu seinen Lebzeiten ein harter, unbarmherziger Mann gewesen und zur Strafe muß er an diesem Orte bis zum jüngsten Tage umgehen. Mein Großvater hat ihn einst selbst gesehen, in einer verrosteten Ritterrüstung mit wallendem Helmbusch kam er daher und schleppte klirrend sein langes Schlachtschwert nach;